

Die Studie wirft wichtige weiterführende Fragen auf, von denen ich mir als Leser neben einem kurzen Hinweis eine eingehendere Analyse gewünscht hätte. Erstens, im Unterschied zur DIK thematisierte der Nationale Integrationsgipfel die Fragen bezüglich Einwanderern im Rahmen von Ethnizität und Wohlfahrtsstaatlichkeit. Unter welchen Bedingungen werden Themen als wohlfahrtsstaatliche und ethnische und unter welchen als kulturelle und religiöse thematisiert? Vor allem, wie werden soziale als religiöse Fragen (um)gedeutet und umgekehrt? Wie fungiert Migration als eine Art Meta-Diskurs oder Hauptnarrativ, um sowohl wohlfahrtsstaatliche als auch religiöse Aspekte zu bündeln? Zweitens, auch in anderen europäischen Ländern beobachten wir ähnliche Bemühungen um die Einbeziehung von Muslimen und Islam in eine Art Gesellschaftsvertrag, insbesondere in den Niederlanden und Großbritannien. Gibt es in diesen Ländern beispielsweise funktionale Äquivalente zur Rolle des großen C in der CDU, die mit ihrem damaligen Innenminister Wolfgang Schäuble die DIK überhaupt erst auf den Weg brachte? Diese Frage hilft uns, die spezifischen Bedingungen zu eruieren, unter denen ein globaler Islam national eingefangen und als Einheit adressiert werden soll. Drittens, wie erklären wir den Wechsel des Fokus in der zweiten Phase der DIK seit 2010, die sich stärker auf religionspraktische Fragen konzentriert, also vom Wertekonsens zu praktischen Problemen weitergerückt ist?

Insgesamt legt Tezcan entscheidende Fragen der Erzeugung eines neuen religiös-politischen Akteurs auf den Tisch. Die Arbeit ist in idealer Weise theoretisch angeleitet, da der konzeptuelle Rahmen in die empirische Analyse eingearbeitet ist – auch wenn dies für Nicht-Kenner der Arbeiten Michel Foucaults nicht immer leicht und gleich nachvollziehbar erscheinen mag. Somit geht Tezcans Beitrag weit über Zeitdiagnosen à la Peter Sloterdijks „Islam als Zornbank“ hinaus, richtet den Blick auf politische Strategien und die Arenen, in denen politische Subjekte geschaffen werden. Ganz zentral ist das Buch ein Beitrag zum Verständnis der Versuche, plurale Kollektive in Großkategorien wie Nation und neuerdings wieder verstärkt Religion zuzuordnen, die eine Homogenität suggerieren und damit Adressierbarkeit für Forderungen und Rechenschaft schaffen. Tezcans Studie kann auch als Beitrag dazu gelesen werden, wie derartige Einheitszuschreibungen als Homogenitäten den vielfältig existierenden Heterogenitäten übergeordnet werden und zu welchen Verwerfungen dies führt. Kurzum, die Studie setzt Maßstäbe für alle weiteren Analysen der DIK, und sie ist gleichzeitig eine Anregung für Felder, die auf den ersten Blick abseits des Schwerpunkts dieses Buchs zu liegen scheinen, so etwa die Forschungen zu Intersektionalität und Heterogenitäten.

## **Sprachsoziologie**

*Gerhards, Jürgen:* Mehrsprachigkeit im vereinten Europa. Transnationales sprachliches Kapital als Ressource in einer globalisierten Welt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010. 244 Seiten. ISBN: 978-3-531-17441-9. Preis: €29,99.

*Mathias Bös*

Mit „Mehrsprachigkeit im vereinten Europa“ legt Jürgen Gerhards eine anregende und informative Studie vor, die seit ihrem Erscheinen im deutschsprachigen Raum oft und

kontrovers diskutiert wurde. Seit 2012 ist das Buch unter dem Titel „From Babel to Brussels. European Integration and the Importance of Transnational Linguistic Capital“ auch in englischer Sprache zugänglich. Das englischsprachige Buch stellt der Autor selbst im Open Access auf seiner Internetseite zur Verfügung. Bis zum Zeitpunkt des Schreibens der Rezension hat dieser lobenswerte Selbstversuch des Autors in Sachen Mehrsprachigkeit meines Wissens jedoch noch nicht zu einer breiteren Diskussion des Buches in der angelsächsischen Soziologie geführt, obwohl es dem Buch natürlich zu wünschen wäre.

Verdienstvoll ist die Studie auch, da sprachsoziologische Untersuchungen eher selten sind. Insbesondere die Forschung über Mehrsprachigkeit wird weitgehend in Linguistik, Psychologie und Pädagogik geleistet, die in diesen Bereichen sehr ausdifferenzierten Untersuchungen vernachlässigen jedoch meist strukturelle Rahmenbedingungen. Gerhards Buch zieht aus, diese Lücke zu füllen.

Der Argumentationsgang des Textes gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil wird der konzeptionelle Rahmen gesetzt. Nicht zuletzt aufgrund der Sprachlosigkeit vieler soziologischer Großtheorien zum Problem der Mehrsprachigkeit formuliert Gerhards eine eigene Perspektive, die über die Vergesellschaftungs- und die Vergemeinschaftungsfunktion Sprache einer soziologischen Analyse zugänglich machen soll. Die Beschreibung von Mehrsprachigkeit als transnationales, sprachliches Kapital ermöglicht es aus ganz allgemeinen soziologischen Überlegungen heraus, die wachsende Bedeutung von Mehrsprachigkeit plausibel zu machen.

Die Rahmenbedingungen von Spracherwerb und -verwendung in Europa werden in einer institutionsanalytischen Perspektive im zweiten Hauptteil des Buches untersucht. Hier zeigt der Autor auf, dass der offizielle Weg der gleichzeitigen Verwendung von 23 Amtssprachen im institutionellen Setting Europas aus ganz pragmatischen Gründen systematisch unterlaufen wird und durchgehend zu einer starken Konzentration auf das Englische und teilweise auch auf das Französische und Deutsche führt. Trotzdem geben die Institutionen der EU ca. 1,1 Milliarden Euro im Jahr für die Übersetzung in die Amtssprachen aus.

Im dritten Teil steht Mehrsprachigkeit aus der Perspektive der Bürger und Bürgerinnen der Europäischen Union im Mittelpunkt der Argumentation. In einem an Hartmut Esser angelehnten handlungstheoretischen Ansatz wird erklärt, warum Mehrsprachigkeit noch kein Mehrheitsphänomen in Europa ist. Allerdings ist die Mehrsprachigkeit im Sinne der Beherrschung von mindestens einer Fremdsprache kurz davor, zum Mehrheitsphänomen zu werden: 2005 sprachen schon knapp 49 % der EU-Bürger mindestens eine Fremdsprache und immerhin 45,9 % der Bürger der EU sprachen Englisch entweder als Fremd- oder Muttersprache (gefolgt von Deutsch mit 28,7 %). Der Autor kann überzeugend ableiten, dass aus Nützlichkeitsüberlegungen heraus Mehrsprachigkeit, und insbesondere die Kenntnis des Englischen, zunehmen wird.

In einem kurzen Ausblick stellt Gerhards normative Forderungen an eine sinnvolle europäische Sprachpolitik auf. Das Modell der EU, das Erlernen von zwei Fremdsprachen zum Standard zu machen, ist offensichtlich gescheitert, oder, wie Gerhards es nachvollziehbar im Verweis auf seine empirischen Ergebnisse sagt, das Klassenprojekt einer europäischen Elite. Gerhards formuliert seine klare Schlussfolgerung: „Fast alle Argumente sprechen dafür, die Dominanz des Englischen als ‚lingua franca‘ in Europa nicht

nur notgedrungen zu akzeptieren, sondern politisch aktiv zu fördern und dies auch auf Kosten der Förderung der anderen Sprachen“ (S. 226).

Dass solch klare Worte Unbehagen erzeugen, welches dann auch zum Ausdruck gebracht wird, ist mehr als verständlich. So wird denn von vielen auf die Kosten einer solchen Politik für die nicht englischen Muttersprachlerinnen und Muttersprachler hingewiesen: vom Verlust der besonders feinsinnigen literarischen Ausdrucksfähigkeit in einer Sprache die nicht die Muttersprache ist, über mahnende Worte, dass mit der Sprache auch eine Kultur aufgegeben würde, bis hin zu dem ganz pragmatischen Einwand, dass eine solche Forderung eindeutig die Jobs von ca. 140 000 Lehrenden des Faches Deutsch als Fremdsprache bedrohe. All diese Einwände sind an anderer Stelle leicht nachzulesen und werden zum Teil auch von Gerhards schon im Buch entkräftet.

Mich persönlich machte die skrupellose Forderung des Autors stutzig, Iren und Engländern Geldtransfers abzurufen, umso die unweigerlichen Vorteile, die diese als „native speaker“ hätten, zu kompensieren. Aus meiner Sicht müssten gerade diese Länder Kompensationen bekommen für die Kosten, die ihre sprachliche Enteignung verursacht, wenn Englisch denn eine wirkliche Lingua Franca werden soll. Der Weg der hier zurückgelegt werden müsste, ist etwa dem Unterschied zwischen dem Latein des römischen Imperiums und dem Latein der mittelalterlichen Scholastik vergleichbar. Um dies zu plausibilisieren, lassen Sie mich einige Beispiele im Bezug auf das wissenschaftliche Englisch hier anführen, Beispiele die dem Leserkreis einer wissenschaftlichen Zeitschrift sicherlich bekannt sind.

Die Kosten beginnen mit dem, was im linguistischen Jargon „sekundärsprachliche Veränderungen“ genannt wird. Jeder von uns kennt die irritierten Blicke amerikanischer und englischer Kolleginnen und Kollegen, die kaum folgen können, wenn italienische, deutsche oder französische Soziologen und Soziologinnen im idiosynkratischsten Tagungsenglisch engagiert miteinander parlieren, und dabei grammatische Regeln vereinfachen, neue Begriffe einführen und die Aussprache ihren Bedürfnissen anpassen. Solche Veränderungen sind nicht willkürlich, sondern entspringen, neben vielen andern Faktoren, auch der Notwendigkeit, soziologische Ansätze und Perspektiven im Englischen auszudrücken, die üblicherweise dort nicht ausgedrückt werden.

Deshalb wäre es auch notwendig, die Sprachhoheit, was denn gutes wissenschaftliches Englisch und was gute Soziologie sei, der Definitionsmacht von amerikanischen und englischen Lektoren und Herausgebern oder auch amerikanischen und englischen Fachkollegen und -kolleginnen zu entziehen. Auch wenn Sprachen im Prinzip alles ausdrücken können, so unterscheiden sich Fachvorlieben und -traditionen von nationalen Sprachgemeinschaften durchaus. Dass etwa die Werke von Niklas Luhmann ins Englische übersetzt nicht besonders stark rezipiert werden, mag nur oberflächlich am nicht immer gelungenen Englisch einer solchen Übersetzung liegen, tatsächlich liegen dahinter bis heute typisch nationale Theorievorlieben. Es müssen also die institutionalisierten Entscheidungsmuster, was in gutem Englisch geschriebene, interessante soziologische Texte sind, der Tradition der englischen oder amerikanischen Soziologie entrissen werden. Es gibt keinen Grund mit Englisch als Lingua Franca auch die provinziellen Vorlieben etwa einer amerikanischen Soziologie zum europäischen oder Welt-Standard zu erheben.

Aus meiner Sicht ist die Forderung Gerhards besonders dann sinnvoll, wenn Englisch nicht einfach als Hegemonialsprache von allen Europäerinnen und Europäern über-

nommen werden muss, sondern es zu einer Lingua Franca wird, die allen gemäß ihren Wünschen Ausdrucksmöglichkeiten eröffnet. Dann aber sind die potenziellen Kosten für angelsächsische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen immens. Mit dieser Veränderung des Englischen ist dann auch die Veränderung jetzt noch (zum Teil) nationaler Mechanismen der Produktion und Reproduktion von Reputation als der zentralen Währung für wissenschaftliche Ungleichheit verbunden.

All dies sind weniger Überlegungen, die die Reichweite der Aussagen des Buches eingrenzen, als vielmehr Beispiele, wie das Buch anregt weiterzudenken. Gerhards Buch ist eine gut gemachte empirische Studie und inspirierender Diskussionsbeitrag zugleich. Und jedem, der an der Dynamik der Entwicklung von Mehrsprachigkeit in Europa Interesse hat, sei dieses Buch wärmstens empfohlen, egal ob auf Deutsch oder auf Englisch.